

DIE FACKEL

Nr. 126

WIEN, ANFANG JÄNNER 1903

IV. JAHR

Orakelsprüche

Die 'Österreichische Volkszeitung' hat, wie sie ihren Lesern mitteilt, an eine Anzahl von Staatsmännern und Parlamentariern die folgende Anfrage gerichtet:

»Ist die Obstruktion ein politisch zulässiges Mittel, oder ist durch sie das verfassungsmäßige Leben gefährdet? Gibt es dann einen Weg, der Obstruktion mit Erfolg zu begegnen?«

Die auf diese Frage eingelangten Antworten von 13 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses und drei Mitgliedern des Herrenhauses publiziert die 'Österreichische Volkszeitung' zur Erbauung ihrer Leser in ihrer Christfestnummer. Da die Expektorationen dieser 16 Staats— und Parlamentsmänner zur Erheiterung der Leser der 'Fackel' beitragen dürften, will ich sie hier in nuce wiedergeben.

Ein Mitglied des Abgeordnetenhauses beantwortete die Frage mit einem Witz, indem es erklärt, »daß, wenn er alle ihm vorgelegten Fragen beantworten könnte, er sofort zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannt werden müßte«.

Zwei Abgeordnete hüllen sich in den Schleier der Unnahbarkeit und der unergründlichen politischen Weisheit, indem der eine ausspricht, daß »die Beantwortung der Frage ein großer politischer Fehler« wäre, und der andere, »daß die Beantwortung geordnete politische Verhältnisse voraussetzt«, die heute nicht bestehen. Mit anderen Worten gesagt: wir wissen nichts, darum sagen wir nichts, um uns nicht zu blamieren.

Der vierte gibt die weise Sentenz von sich, »daß die Obstruktion nur dort zu brechen ist, wo der Kampf um sachliche Materien geführt wird«. Das »wie« sie zu brechen ist, überläßt er dem Witz der Leser der 'Österreichischen Volkszeitung'.

Der fünfte erklärt, daß »die Obstruktion ein notwendiges Übel des Parlamentarismus ist« und »unentbehrlich wie die Bremse bei einem Fuhrwerk«.

Der sechste findet, »daß die Obstruktion, ins solange sie die ruhige Form besitzt, wie jetzt in Österreich, nicht als ein parlamentarisch unzulässiges Mittel anzusehen ist«. Dem siebenten steht das deutsche Volkstum höher als die brutale Gewalt einer Parlamentsmehrheit, und er hält daher die Obstruktion für ein notwendiges Mittel, um preisgegebene nationale Rechte wieder zu erobern.

Der achte spricht sich in demselben Sinne aus, nur mit dem Unterschiede, daß er die Obstruktion, die an und für sich verwerflich sei, für ein notwendiges Mittel ansehe, um *seine* Nation gegen die Vergewaltigung durch die Deutschen zu schützen.

Der neunte erklärt kurz und entschieden, daß die Obstruktion nur »durch die *Oktroyierung* einer scharfen Geschäftsordnung zu brechen« wäre,

während vier andere per longum et latum auseinandersetzen, daß eine Änderung der Geschäftsordnung nur durch das Parlament vorgenommen werden könnte, da ein Oktroi eine ebensolche Gewaltmaßregel wäre, wie die Obstruktion selbst. Eine Änderung der Geschäftsordnung durch das Parlament sei jedoch unwahrscheinlich, da dieselbe ebenfalls obstruiert würde.

Ein der konservativ—klerikalen Richtung angehörender Abgeordneter findet, daß die Obstruktion kein parlamentarisch zulässiges Mittel sei, weil dadurch die parlamentarische Verfassung untergraben werde. »Das einfachste Mittel, der Obstruktion mit Erfolg zu begegnen, wäre, wenn diejenigen, welche Obstruktion machen, dieselbe ein für allemal einstellen und aufgeben würden.« (Sic!) Wenn das nicht geschehe, dann »habe das Parlament mit seinem Scheinparlamentarismus ausgelebt.«

Ein demokratischen Anschauungen huldigender Abgeordneter kommt nach längerer Auseinandersetzung über den Mißbrauch der Gewalt seitens der Parlamentsmajoritäten und über das Recht der Notwehr zu dem Schlusse, daß, »wenn die Majorität die Macht in einem Volke und die obstruierende Minorität die Macht in einem anderen Volke hat, das Niederstampfen der Minorität aufhöre. Die obstruierende Minderheit aus dem Parlament hinauszuerwerfen, sei wohl möglich — an die Lebensfähigkeit eines Rumpfparlaments werde aber wohl niemand glauben. Es gebe also nur eine Wahl: *entweder die Völker teilen sich mit Verträglichkeit in die Macht, oder sie verzichten ganz darauf und überlassen den Staat einem hohen Adel und einer hochwürdigen Geistlichkeit.*«

Ein Staatsmann hat ohne langes Gackern ein Kolumbusei gelegt, indem er mit rührender Naivität der Regierung den Vorschlag macht, in der ersten Sitzung des nach Neujahr wieder zusammentretenden Abgeordnetenhauses eine Regierungsvorlage als Novelle zum Gesetz vom 12. Mai 1873 mit »etwa« folgendem Inhalt einzubringen: »Die erste Lesung von Regierungsvorlagen muß längstens drei Tage nach Verteilung der Drucksache stattfinden und darf nicht mehr als zwei Sitzungen in Anspruch nehmen. Falls kein Widerspruch erhoben wird, so kann auch von der ersten Lesung Umgang genommen und die Vorlage sofort einem Ausschusse zugewiesen werden. Drei Tage in der Woche sind ausschließlich der Beratung von Regierungsvorlagen vorzubehalten, an diesen Tagen können keine Initiativ— und keine Dringlichkeitsanträge verhandelt werden«.

Dieses Ei ist nicht frisch, es ist alt und abgelegen und würde von der zarten und der wilden Obstruktion wahrscheinlich demjenigen an den Kopf geworfen werden, der es auf den Tisch des hohen Hauses zu legen wagte. —

Das Resultat dieser von der 'Österreichischen Volkszeitung' veranstalteten Enquete bietet ein so klägliches Schauspiel der Schwäche, der Rat— und Hilflosigkeit unserer kleinen, sich groß dünkenden Staats— und Parlamentsmänner, daß es verdient, geschichtlich verewigt zu werden. Es beweist, daß niemand weiß, wie der bornierten Verbissenheit der Ultras, der Stupidität des Hasses, der Gewalt der Phrase, welche einzeln und zusammen die Wege zur normalen Funktion des Parlaments verstopfen, abzuhelfen wäre.

So muß das Parlament an der durch die habituelle Obstruktion hervorgerufenen Verschlingung seiner Eingeweide — da sie nach Ansicht unserer Staats— und Parlamentsmänner weder durch ein Purgiermittel, noch durch eine Operation saniert werden kann, sterben, worauf der Staat Österreich, der eine europäische Notwendigkeit ist, fortleben wird. Die Parlamentarier, deren Existenz von dem Parlament abhängt, können aber dann, wie einst Cicero nach dem Sturze der Republik, ausrufen. »Me asinum germanum fuisse

puto!« Zu übersetzen: »Ich glaube, daß ich der leibliche Bruder eines Esels (nicht: ein *deutscher* Esel) gewesen bin ¹!«

Joseph Schöffel.

* * *

[Kulturelle Anregungen]

Wenn's jetzt nicht geht, dann sind die Wiener wirklich ein undankbares Volk, das für kulturelle Anregungen taub und blind ist. Nicht nur, daß, um den Mangel an publizistischem Talent wettzumachen, ein der Redaktion benachbartes Börseanerafé auf Grund einer Abmachung mit dem Besitzer fortan den Namen »Café Zeit« führen wird, nicht nur, daß Herr Bierbaum ein »Zeitlied« gedichtet hat, das nach einer Melodie von Humperdinck von Herrn Professor Singer allabendlich vor dem Schlafengehen gesungen wird (»*Schön soll sie sein* und Stärke das Merkmal ihrer Werke«): Die 'Zeit' hat neuestens eine Einrichtung geschaffen, die wohl geeignet ist, ihr die Sympathien aller Freunde des Lichts zuzuführen.

»Seit einigen Abenden erregt das *elektrische Lichtemblem*, das in der Höhe an dem Eckgebäude unserer Redaktion angebracht ist, die lebhafteste Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Aus Glühlampen gebildet, umkränzt von einem schönen ovalen Rande, leuchten weithin sichtbar die Worte 'Die Zeit' in der Schriftart des Kopfes unseres Blattes. *Abwechselnd* erglüht das Schild *in weißem und rotem Lichte*. Dieser Farbeffekt in Verbindung mit der geschmackvollen schlichten Ausführung des ganzen Schildes bildet täglich ein viel bemerktes Schauspiel. Der Effekt wird dadurch erzeugt, daß in der Lampenreihe Glühkörper von zweierlei Farben eingesetzt sind, welche mittels eines besonderen Automaten abwechselnd ein— und ausgeschaltet werden. Das erste Lichtemblem solcher Art befindet sich seit mehreren Jahren auf dem Trafalgar Square in London.«

Später wurden so auch Leibniz Cakes angezeigt, und Sigi Ernst pflegte ähnlich seine Käufer zu locken. Jetzt ist es eine beliebte Greislerreklame ... Aber im Ernst gesprochen, die Herren von der 'Zeit' haben den Großstadtkoller. Sie werden nächstens auf die Idee verfallen, jeder Nummer einen Taschenspiegel oder eine Kalodonttube beizulegen. Was soll das abwechselnde Licht des Firmenschildes? Für einen Zeitungshandel vermöchte es höchstens ein Symbol der Gesinnungslosigkeit des bald rot, bald anders gefärbten Blattes zu sein. Aber Reklame? Wie *wenig* muß in einer Zeitung enthalten sein, denkt sich der »Vorübergehende«, die in solchem Lutschkinderspaß ihr Heil sucht! Und ernstlich muß man fragen, was denn der akademische Senat zu den zwei erwachsenen Universitätsprofessoren, den Herren Singer und Philippovich, sagt, die daran ihre Freude haben. Daß ein Mann von Ansehen wie Professor Philippovich dieser ganzen Affenkomödie, mit der die Wiener Öffentlichkeit seit drei Monaten genarrt wird, assistiert, daß er nach der schändlichen Affäre des Millionärinserats und vollends nach der Schurkerei in Sachen Adamovics noch mittun kann, ist in Wahrheit seltsam. Denn die Ausrede, daß die Kommanditisten, deren Vertreter Professor v. Philippovich ist, sich des Einflusses auf die redaktionelle Gestaltung des Blattes enthalten, gilt nicht. Die Unabhängigkeit sollte sich auf die Bewahrung politischer und wirtschaftlicher Meinungen erstrecken, aber nicht darauf, daß die Geldgeber Ja und Amen sa-

1 germanus — leiblich, wahrhaftig; germanicus — germanisch

gen müssen, wenn ihre Namen mit einer unanständigen oder lächerlichen Sache in Verbindung gebracht werden.

Indes, der faule Zauber des »abwechselnden Lichtes«, in dem der »Kopf unseres Blattes« — ein Dummkopf, der künstlich erhellt werden muß — allabendlich erstrahlt, ist immerhin noch feiner ersonnen als die Reklame des Schadenersatzprozesses, den neulich die 'Zeit' gegen Herrn Landesberg geführt und verloren hat. Herr Landesberg hatte sich in einem Friseurladen skeptisch über den Fortbestand der 'Zeit' geäußert, und der »Inseratenchef« der 'Zeit', der das Gespräch belauschte, lief aufgeregt zu Herrn Singer, welcher den Schaden, der dem Blatt durch die »Nervosität des Angestellten« erwuchs, sogleich mit 200 Kronen bewertete. Ich brauche hier wohl nicht mehr alle Details der Humoreske, die kürzlich in den Gerichtssaalrubriken abgedruckt war, zu erörtern. Die 'Zeit' hatte den gerichtlichen Mißerfolg, wie sie behauptet, vorausgesehen, aber es war ihr nur darum zu tun gewesen, die Unwahrheit der Äußerungen zu erweisen, die seit dem Erscheinen des Tagblattes 'Die Zeit' das Vertrauen ihrer Leser zu erschüttern suchen. Leider ist auch das nicht vollständig gelungen, und weitere Kreise lernten erst aus der Verhandlung die Gründungsgeschichte des Blattes kennen, das dem sozialpolitischen Entgegenkommen der Herren David R. v. Gutmann, Salo Cohn und Kuffner und dem Glaubenseifer des Oberrabbiners Gudemann seine Entstehung dankt. Immerhin konnte Herr Singer einen Reklamezipfel retten. Am 25. November war die angeblich schädigende Äußerung erfolgt. »Richter: Ist die Zahl der Abonnenten seit dem 25. November zurückgegangen? — Prof. Singer: Die Zahl der Abonnenten hat sich seit dieser Zeit *um die Hälfte erhöht*. — Richter: Und haben die Inserate seit dieser Zeit abgenommen? — Prof. Singer: Die Inserate haben seither *erheblich zugenommen*.« Also kein Schaden, sondern Nutzen! Und die Nervosität des Inseratenmannes? Der Richter hat »ausdrücklich« in seinen Urteilsgründen gesagt, daß »die nervöse Erregung des Administrationsbeamten in einem *so bedeutenden* Unternehmen keine Störung hervorrufen könne«. Herr Singer hatte also den Schadenersatzprozeß bloß angestrengt, um zu beweisen, daß einem Blatte wie der 'Zeit' *nichts* auf der Welt und nicht einmal eine im Friseurladen getane Äußerung schaden könne. Wenn wir deutsche Gesetze hätten, meint er, wäre ihm freilich außer dem moralischen auch ein juristischer Erfolg beschieden gewesen. Kreditgefährdung? Herr Singer vergißt, daß es auch hier eine »Wahrung berechtigter Interessen« gibt, und ich zum Beispiel habe ein gutes Recht, den Kredit eines schlecht gemachten und dumm gedachten Blattes zu gefährden. Herr Singer aber wagt es, noch ein anderes Delikt, dessen sich Herr Landesberg nach deutschem Recht schuldig gemacht habe, an die Wand zu malen. Er hat den albernen Prozeß bloß angestrengt, »um prinzipiell festzustellen, ob von österreichischen Gerichten, die ja *leider noch nicht* nach einem Gesetz gegen *unlauteren Wettbewerb* zu richten haben, solche Schädiger eines Unternehmens haftbar gemacht werden könnten.« Eine größere Dreistigkeit war im Moment nicht zu ersinnen. Das Bedauern darüber, daß wir noch kein Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb haben, wagt ein Blatt auszusprechen, dessen ganzes bisheriges Wirken in der Variation der verschiedenen Formen dieses Delikts bestanden hat, ein Blatt, das in Prospekten und sonstigen Selbstanpreisungen die Ware des Konkurrenten herabzusetzen sucht und das in derselben Nummer, die jenen burlesken Gerichtssaalbericht brachte, an seiner Spitze, an der ersten Stelle der »Übersicht«, den Satz enthielt: »Die ungarische Regierung bezeichnet die Mitteilungen der '*Neuen Freien Presse*' über den Ausgleich als ungenau und tendenziös gefärbt. Eine offiziöse Note nennt die diesbezüglichen Mitteilungen des Blattes unzutreffend, lückenhaft und ir-

reführend.« Zum Zwecke reinlicher Scheidung sei Herr Singer wiederholt bedeutet: Was die 'Fackel' gegen die 'Neue Freie Presse' unternimmt, ist *Kreditgefährdung*, der ich bewußt und »in Wahrung berechtigter Interessen« obliege, der Kampf der 'Zeit' gegen den gleichen Feind ist *unlauterer Wettbewerb* typischster und ordinärster Artung.

* * *

Die Finanz—Zeit

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Für den Kampf der 'Zeit' gegen die 'Neue Freie Presse' fehlt unserer Öffentlichkeit das volle Verständnis. Man sagt, die 'Zeit' wolle die 'Neue Freie Presse' ersetzen, verdrängen. Gewiß, das will sie; und soviel auch die Börseaner allzumal gesündigt haben mögen, im Hause Isidor Singer's herrscht über einen, der sich zur 'Zeit' bekehrt, mehr Freude, als Schmerz über fünfzig, die der 'Neuen Freien Presse' treu bleiben. Aber mit der Bekehrung der Börseaner ist es eine eigene Sache: wenn sie eins tun, wollen sie das andere nicht lassen, und wenn sie die 'Zeit' *abonnieren*, so *lesen* sie nach wie vor die 'Neue Freie Presse'. Was will da Herr Isidor Singer machen? Mit dem Grundsatz: wir wollen weniger gelesen und desto mehr abonniert sein, würde er sich gern trösten; aber ängstliche Freunde warnen, des Abonnenten sei man lange nicht so sicher wie des Lesers, und nur das Lesen, nicht das Abonnieren werde zur Gewohnheit, weil selbst die festeste Gewohnheit den allmonatlich oder bei jedem Quartalswechsel eintretenden Erschütterungen durch das Präsentieren einer Rechnung nicht immer standhalte. So bleibt Herrn Isidor Singer nur die Wahl, die 'Neue Freie Presse' zu vernichten und damit ihre Lektüre unmöglich zu machen, oder die 'Neue Freie Presse' zwar zu dulden, aber ihre Lektüre überflüssig zu machen. Und Herr Singer hat, vor diese Wahl gestellt, — beides gewählt; in den Zirkularen, die er an die Nichtleser der 'Zeit' versendet, fährt er den Vernichtungskampf gegen die 'Neue Freie Presse', und in der 'Zeit' ersetzt er auf die einfachste Weise die 'Neue Freie Presse': was nämlich diese an jedem Tage gebracht, das gibt die 'Zeit' am nächsten wieder, und für den Kreuzer, um den die 'Zeit' billiger ist als die 'Neue Freie Presse', lassen sich die Leser die kleine Verspätung der Mitteilungen um so eher gefallen, als sie durch die Kritik, die die 'Zeit' diesen Mitteilungen beifügt, entschädigt werden. Nun braucht man die 'Neue Freie Presse' nicht mehr zu lesen; aber freilich wird auf solche Art mit der Überflüssigkeit zugleich auch die Notwendigkeit — die längst von allen österreichischen Ministern und schließlich auch von Herrn Kanner erkannte Notwendigkeit — der 'Neuen Freien Presse' demonstriert, und die 'Zeit' scheint ohne die 'Neue Freie Presse' so wenig denkbar, wie etwa der Antisemitismus ohne die Juden, denen ja die 'Neue Freie Presse' darin gleicht, daß sie ebenfalls unausrottbar und über die ganze Welt verbreitet ist. Und außerdem ist noch ein arger Übelstand vorhanden, der die löbliche Absicht, den Abonnenten der 'Zeit' die Lektüre der 'Neuen Freien Presse' zu ersparen, durchkreuzt. Das ist die völlige Unfähigkeit und Unwissenheit der Redakteure der

'Zeit'. Die Mitteilungen der 'Neuen Freien Presse' werden teils entstellt — nicht absichtlich, sondern aus Verständnislosigkeit entstellt —, teils unvollständig wiedergegeben, weil die Redakteure der 'Zeit', gänzlich vergessend, daß sie den Lesern die Lektüre der 'Neuen Freien Presse' ersetzen sollten, diese vielmehr plötzlich voraussetzen. Und dann die Kritik, die in der 'Zeit' geübt wird! Da feiert namentlich im wirtschaftlichen Teil ein durch keinerlei Kenntnisse gezügelter Widerspruchsgeist seine Orgien. Seit längerer Zeit trägt sich das österreichische Finanzministerium mit dem Plan einer Konversion der sogenannten »einheitlichen Rente«. Am 4. Januar hat nun der Börsenwöchener dem Finanzminister vorgeschrieben, wie die Konversion durchzuführen sein wird: Der österreichische Staat erklärt, daß er von einem bestimmten Termine — etwa vom November 1903 — an die einheitliche Rente nicht mehr mit 4.2, sondern bloß mit 4 Prozent verzinst; wer sich nicht darein fügen will, kann vorher — etwa bis zum Juli 1903 — die Zurückzahlung des Nominalbetrags der Rente fordern. Wollte der Staat selbst diese Zurückzahlung vornehmen, so müßte er, um sich das Geld zu verschaffen, neue — vierprozentige — Rente begeben. Aber das tut nicht not. Der Staat schließt mit einem Konsortium aller größeren Banken einen Garantievertrag, durch den sich die Banken verpflichten, jenen Rentenbesitzern, welche nicht in die Konversion willigen, ihre Rententitres zum Parikurs abzunehmen und sie auszuzahlen. Dabei gewinnen die Banken doppelt: einmal vermögen sie sich das Geld, dessen sie zur Übernahme der Renten benötigen, billiger als zu 4 Prozent zu verschaffen, während sie selbst von den übernommenen Renten 4 Prozent Zinsen beziehen und später die Renten über dem Parikurs verkaufen können; und zweitens würden sie für die dem Staate geleistete Garantie eine Provision erhalten. Herr Benedikt deutet an, daß die Banken als Provision $\frac{1}{4}$ Prozent der Gesamtsumme, die konvertiert werden soll, (5 Milliarden Kronen) verlangen; natürlich ist dies die weitestgehende Forderung der Banken, und sie werden sich mit dem halben Betrag gern zufriedengeben. Aber jetzt meldet sich die 'Zeit'. Am 6. Januar bringt sie einen Artikel über »Die Konversion der 4.2prozentigen Rente« und erklärt nicht bloß kategorisch, daß die vom Börsenwöchener geforderte Bankenprovision von 25 Millionen Kronen (*Der Volkswirt der 'Zeit' kann nicht ausrechnen, daß $\frac{1}{4}$ Prozent von 5 Milliarden bloß 12 $\frac{1}{2}$ Millionen beträgt*) zu hoch sei, sondern schlägt auch selbst einen »einfachen Weg« vor. Und nun passen Sie auf! Um die Titres, so legt die 'Zeit' dar, »für welche Barrückzahlung verlangt wird, heimzahlen zu können, muß vierprozentige Rente begeben werden, welche die Gruppe zu übernehmen hat«. Man traut seinen Ohren nicht; gerade damit keine vierprozentige Rente begeben werden müsse, braucht doch der Staat die Bankengruppe, die bereit ist, jene Titres, für welche Barrückzahlung verlangt wird, zu übernehmen. Aber es kommt noch toller: »Man fixiere«, anstatt dem Garantiekonsortium eine Provision zu zahlen, »den Kurs der von der Gruppe zu übernehmenden Rente derart, daß der Begebungskurs mit der zu übernehmenden Menge abnimmt. Also zum Beispiel für die ersten hundert Millionen den Parikurs, für die nächsten hundert Millionen $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Prozent darunter usw.« Sie

staunen? Gestatten Sie, geehrter Herr, daß ich Ihren Lesern, die vermutlich in diesen Dingen ebenso wie der Volkswirt der 'Zeit' Laien sind und die Tragweite dieses Vorschlags im ersten Augenblick vielleicht kaum besser als jener begreifen, den Sachverhalt erkläre. Ich brauche dabei nicht erst zu sagen, wie töricht der Vorschlag ist, das Garantiekonsortium solle die ersten hundert Millionen zum Parikurs, das heißt für nichts, übernehmen — denn seit wann und wo in der Welt machen Geschäftsleute unentgeltlich ein Hundertmillionen—Geschäft? —, und ich brauche Leuten, die von dem üblichen Bankengewinn bei Konversionen eine Ahnung haben, nicht eigens zu versichern, daß kein Garantiekonsortium die zweiten hundert Millionen zum Kurse 99 $\frac{3}{4}$ oder 99 $\frac{1}{2}$ übernehmen würde. Das ist ja auch nicht entscheidend, und der Vorschlag der 'Zeit' wäre nicht wesentlich verändert, wenn er lautete: die ersten hundert Millionen sind zum Kurse von 99, die zweiten hundert Millionen zum Kurse von 98 zu übernehmen usw. Das ist gleichgültig. Aber begreift nicht selbst ein finanzieller Kinderverstand, daß, wenn mit der von der Bankengruppe zu übernehmenden Rentenmenge der Begebungskurs abnimmt — wenn also mit der zu übernehmenden Rentenmenge der Gewinn der Bankengruppe wächst —, die Banken alles Interesse daran haben, daß möglichst viel Rente zur Barrückzahlung angemeldet wird? Der Ausdruck Garantiekonsortium gewänne, falls es denkbar wäre, daß ein Finanzminister den »einfachen Weg« der 'Zeit' einschlägt, die Bedeutung, daß das Konsortium das Scheitern, beziehungsweise den möglichst ungünstigen Verlauf der Konversion garantieren würde: die Banken hätten nichts anderes zu tun, als alle Sparkassen, Versicherungsgesellschaften usw., die 4.2prozentige Rente besitzen, aufzufordern, sie mögen vorerst die Barrückzahlung verlangen und später die neubegebene vierprozentige Rente übernehmen; dafür würden dann die Banken mit diesen Instituten den Konversionsgewinn teilen, und je mehr Institute und große Rentner auf der Barrückzahlung bestehen, desto größer wäre der Gewinn aller und der Banken.

Leute, die viel vom Finanzwesen, weniger vom Zeitungswesen verstehen, sind der Meinung, die 'Zeit' sei heute schon korrupter, als die 'Neue Freie Presse' nach vieljähriger Praxis. Und die Vermutung, daß ein Plan, der mit einer von der 'Neuen Freien Presse' niemals erreichten Skrupellosigkeit den Staat den Finanzmächten ausliefern möchte, nicht in dem leeren Kopf eines Redakteurs mit leeren Taschen gereift sei, liegt ja freilich nahe. Aber sie ist grundfalsch. Sie muß schon deshalb falsch sein, weil unsere Finanzmänner so plumpe Pläne nicht schmieden, Solche Urteilslosigkeit traut keinem Finanzminister zu, wer nicht selbst des Urteils bar ist. Und wer den wirtschaftlichen Teil der 'Zeit' häufiger gelesen hat, war sich auch vor dem 6. Jänner bereits klar, daß hier nicht Korruption, sondern bloß hilfloser Unverstand feierlich gespreizt seine Mätzchen aufführt. Was hat die 'Zeit' nicht alles über handelspolitische Probleme geschrieben! Wie schlagend hat sie nicht bewiesen, daß von der Kündigung des Handelsvertrags mit Italien nicht die Rede sei! Und auch wer über die Nützlichkeit dieser Kündigung keine eigene Meinung und über ihr nahes Bevorstehen keinerlei Informationen besaß, konnte nicht ernst bleiben,

als die 'Zeit' am 20. Dezember prahlte: »Der italienische Minister des Äußern Prinetti, in der Sitzung der Deputiertenkammer vom 15. d., und der ungarische Ministerpräsident Herr v. Szell, in der Sitzung des ungarischen Reichstages vom 12. d., haben die Argumente der 'Zeit' zu den ihrigen gemacht.« Ja, kommt 'Zeit', kommt Rat, ist jetzt nach Herrn Isidor Singer's Überzeugung der einzige Trost sämtlicher europäischer Staatsmänner. Aber gleich nachher wurde der Handelsvertrag mit Italien gekündigt. Gerade so, wie man, gleich nachdem die 'Zeit' gemeldet hatte, daß von der Rentenkonversion nicht mehr die Rede sei, erfuhr, die Rentenkonversion werde bestimmt im Jahre 1903 erfolgen.«



[Beleidigung und Interview]

»Will denn die Niedertracht der das intime Leben des Einzelnen durchstöbernden Journaille immer noch alles überbieten, was man bisher für ihr Äußerstes gehalten?« So ward hier neulich gefragt, da die schmutzige Sensationsgier der 'Zeit' sich an dem »Vorleben« des Fräuleins Wilhelmine Adamovics vergriff. Und wenige Tage später sprach Herr Leopold Wölfling zu einem französischen Interviewer (siehe 'Neues Wiener Tagblatt', 2. Jänner): »Möge man über mich erfinden, was man will. Aber jedweden, der die von mir geliebte Frau verleumden wird, werde ich züchtigen.« Aber was verschlägt's der kulturaktuellen Journaille, daß alle anständigen Menschen sie verachten? Wenn nur der Absatz des Blattes — das konnte sie in einem Reklameprozeß in jenen Tagen unter Eid aussagen — sich verdoppelt! Und was macht sie sich aus Herrn Leopold Wölflings Drohungen? Daß er sie nicht meint, ist, weil er die Existenz der 'Zeit' nicht ahnt und weil schwerlich je eine Nummer des Blattes nach Montreux dringen wird, sicher, daß er sie nicht erwischen würde, wenn er die Schandtät erführe, sicherer. Und zu der ersten Niedertracht, um die sie das 'Neue Wiener Journal' beneidete, fügt die 'Zeit' eine zweite, die noch kein Lippowitz eronnen hat: sie läßt den Mann, dem sie, ohne daß er's ahnt, soeben erst die Braut besudelt, *interviewen!* Immer noch nicht das Ärgste: Aber daß Herr Leopold Wölfling der Reporter des Blattes, das ihm solches angetan, in der Maske des guten Bekannten und alten Freundes naht, das überschreitet weit alle Wahrscheinlichkeit und ist geradezu eine Groteske der Gemeinheit. Der Erzherzog Leopold Ferdinand von Toscana hat, wie die über sein Geschlechtsleben so wohlunterrichtete 'Zeit' meldete, in vergangenen Jahren manch unpassenden Verkehr gepflegt, und er hat, wie Eingeweihte wußten, Herrn Felix Salten — auch ein Incognitoname — zu seinen Freunden gezählt. Wer hatte von den Beziehungen zwischen dem Erzherzog und Herrn Salten erfahren und hat, als die 'Zeit', zu deren Redaktion Herr Salten gehört, zuerst und allein von allen Wiener Blättern die genauesten Mitteilungen über Fräulein Adamovics machen konnte, darin nicht die schwerste Strafe für eine Verirrung erblickt, die der Erzherzog Leopold Ferdinand begangen hat und die Leopold Wölfling büßen muß? Dennoch war der Name des vermutlichen Zuträgers der 'Zeit', weil auch eines Erzherzogs Freundschaft mit Herrn Salten in den Bereich des Privatlebens fällt, nicht zu nennen. Aber da fährt Herr Felix Salten, anstatt allenthalben energisch gegen den Verdacht,

daß er die Freundschaft eines Fürsten so übel vergolten habe, zu protestieren, nach Montreux, kriegt plaudernd aus dem harmlosen alten Bekannten alle Mitteilungen heraus, die die 'Zeit' in Wien nicht erschnüffeln konnte, erhält von Leopold Wölfling unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß das Blatt, für welches der ihm befreundete Besucher schreibt, die Affäre nicht anders als mit Wohlwollen ¹ für den Entfürsteten und seine Pläne behandeln könne, die ausdrückliche Bewilligung zur Veröffentlichung und — hängt seine Intimität mit dem früheren Erzherzog an die große Skandalglocke, gleichzeitig den Interviewten als einen kindisch—gutmütigen Tropf hinstellend, als einen lebensunerfahrenen, leichtherzigen und schwachherzigen Menschen, der sich der Tragweite seiner Entschlüsse nicht bewußt ist. Mit den Worten: »Was sagt man denn in Wien?« hatte Herr Leopold Wölfling Herrn Felix Salten empfangen. Der antwortete ausweichend: »Das läßt sich natürlich nicht so kurz erzählen. Im *allgemeinen* glaube ich freilich, daß man nicht viel dagegen haben mag ... « Und der einstige Erzherzog, so erzählt Herr Salten, »beginnt wie das seine Gewohnheit ist, mich an der Schulter zu zupfen«, und die vertrauliche Gebärde begleitet ein Gespräch, in dem Herr Leopold Wölfling rückhaltlos Tatsachen, Dokumente, Ansichten und Absichten mitteilt. Aber wie wäre das Gespräch wohl verlaufen, wenn Herr Felix Salten auf die Frage, was man denn in Wien sage, der Wahrheit gemäß erwidert hätte: »Im allgemeinen glaube ich freilich, daß man nicht viel dagegen haben mag. Nur die 'Zeit', als deren Vertreter ich zu Ihnen komme, hat Ihre Braut 'ein feiles Mädchen niedrigster Art' genannt?« Sicherlich hätte dann Herr Leopold Wölfling Herrn Felix Salten nicht an der Schulter gezupft. Aber er hätte ihn wahrscheinlich an der Schulter gepackt und zur Tür hinausgeworfen.

+

* * *

[Presse und Hof]

Die 'Neue Freie Presse' war immer sentimental. Ihr erster Gedanke, da sie von der Flucht der sächsischen Kronprinzessin hörte, war: jetzt zu Weihnachten! »Ein Ereignis hat sich zugetragen«, ein Ereignis: es drängt, wie ihr Korrespondent sofort schmerzlich begriff, »nicht bloß die Freude über die Wiederherstellung des Kronprinzen und die kaum erfolgte Genesung des Königs zurück«, nein, viel mehr: es »trübt auch die Weihnachtsstimmung der Hofkreise«. Und »um die ganze Ungeheuerlichkeit des Verhaltens der flüchtigen Prinzessin zu ermessen, wird man daran erinnern müssen, was sie hier aufgegeben hat: ... fünf entzückende Kinder, drei Prinzen und zwei Prinzessinnen, die zu jeder Stunde, *namentlich aber um die Weihnachtszeit*, das unermeßliche Glück jeder Mutter ausmachen müßten.« Die 'Neue Freie Presse' hätte das Vorgehen der Kronprinzessin sicherlich milder und objektiver beurteilt, wenn sie sich erst zu Ostern hätte entführen lassen. Das 'Neue Wiener Tagblatt' kann's nicht fassen. Er hat »seine Frau auf den Händen getragen«, und dennoch — ist sie gefallen! Vielleicht gerade deshalb? — Die Demokraten aller Zonen haben eine Genugtuung erlebt. Bisher durften sie bloß hin und

1 Noch an dem Tage, an dem der Erzherzog ahnungslos dem »Spezial—Korrespondenten« der 'Zeit' eine ergänzende Depesche sandte, war in dem Blatte der Satz zu lesen: »Eine schwere Schuld an ihrem Schicksal trifft auch den Erzherzog, ihren Bruder, der in *jahrelangem Zusammenleben mit Frauen, in denen das Gefühl für weibliche Ehre erstorben war, die Beurteilung weiblicher Ehre überhaupt verloren hat*, der seine Schwester in dem Fluchtgedanken bestärkt und ihr auf der Flucht die Gesellschaft seiner Geliebten zumutet, — offenbar bloß, weil er bei seinem *sozialen Selbstmord* eine Genossin haben wollte wie weiland Heinrich v. Kleist bei seinem Selbstmord am Heiligen See bei Potsdam.« [KK]

wieder die Tupfen auf den Nachthemden einer Erzherzogin zählen, die der »Zug des Herzens« zu einem Prinzen führte. Jetzt zählen sie die Flecke auf der Ehre einer Erzherzogin, die einen Hauslehrer liebt. Der Zug des Herzens ist ein gemeiner Personenzug geworden, und triumphierend meldeten die liberalen Leitartikler, »daß auch in jenen schwer zugänglichen Sphären Vorzüge und Fehler, Blut und Temperament, Naturanlage und Zufall die Menschenschicksale ganz so bestimmen wie in der übrigen Welt«. Na also! Und wir haben bisher immer geglaubt, daß im königlichen Ehebett das Zepter zwischen den Gatten liegt ... Aber die Freude über die Gefährdung des monarchischen Prinzips ist zu offen, um aufrichtig zu sein. In Wahrheit zittert die republikanische Presse für die Erhaltung der traditionellen Gewalten. Sie wünscht nicht, daß die Zeiten vergingen, da ein Kaiserwort respektvoll mit fünf Gulden per Zeile bezahlt wird.

* * *

[Antisemitische Judenreklame]

Es ist eine alte Erfahrung, daß sich das 'Deutsche Volksblatt, jüdischem Annoncenbedürfnis nicht unzugänglich erweist. Das antisemitische Programm wird hier auf die strenge Obsorge des Administrators reduziert, der darauf zu sehen hat, daß die etwa einlaufenden Dukaten nicht beschnitten sind. Immerhin konnte man bisher Herrn Vergani den Vorwurf der Inkonsistenz nicht ersparen, wenn er in volkswirtschaftlichen Einschaltungen die Namen der Taussig, Bauer und Feilchenfeld von Rufzeichen unbehelligt ließ oder wenn er über dem Mahnworte: Kauft nur bei Christen! eine warme Empfehlung der neuesten Operette des Herrn Landesberg, ein begeistertes Lob Gabor Steiner's plazierte. Das soll nun offenbar anders werden. Jüdische Reklamen werden zwar durchaus nicht zurückgewiesen, aber mit einer antisemitischen Pointe versehen, die den rassenreinen Abonnenten über die Herkunft der jeweiligen Notiz täuscht und gegen die der Auftraggeber umso weniger einzuwenden hat, als gerade durch die Vermischung eines Lobs der Ware mit einem Angriff auf den Händler der wertvolle Eindruck der Objektivität und unbefangenen Gerechtigkeit erzeugt wird. So las der Kenner am 28. Dezember mit wachsender Heiterkeit den folgenden »Angriff«:

»[*Ein neuer Staubreinigungsapparat*]. Ein jüdischer Wiener Tapezierer, Siegmund J., befaßt sich seit einiger Zeit mit der Einführung eines aus England kommenden neuerfundenen Staub—Exhaustors, über welchen die *Judenpresse nicht genug Worte des Entzückens und der Reklame* finden kann. Wir haben gestern Gelegenheit gehabt, den neuen Apparat, den der englische Erfinder 'The Vacuum Cleaner' genannt hat, in den Ausstellungsräumen des Hagen—Bunds, wo die angeblich sensationelle Erfindung vor einem Kreise von Journalisten und Interessenten demonstriert wurde, in Tätigkeit zu sehen ... «

Nun folgt wohl die *Enthüllung* »dieses neuesten Judenschwindels«? Man höre:

»Im Vestibül stand ein etwa mannshoher Kasten auf kleinen Rädern, von welchen Gummischläuche in die Ausstellungsräume gelegt waren. Am Ende des jeweilig benutzten Schlauchs ist ein mit einer schmalen und etwa 10 Zentimeter langen Öffnung versehenes metallenes Aufsatzrohr angebracht. Dieses wurde auf staubbedeckte Fauteuils, Teppiche und Kleider angesetzt und draußen im Vestibül die Luftpumpe mittelst eines elektrischen Motors in

Tätigkeit gesetzt. Mit der von der Luftpumpe durch den Schlauch aufgesaugten und abgeführten Luft geht nun der Staub auf den betreffenden Gegenständen überall dort, wo man das Rohr ansetzt, mit, so daß die Gegenstände *ohne Staubentwicklung* nicht nur vom Staub selbst, sondern auch von den kleinen Tierchen, wie Flöhe und Wanzen, die sich etwa eingenistet, gereinigt werden. *Wie intensiv der Staub abgeht*, haben wir in einem Glasrohr gesehen, welches zwischen zwei Schläuchen eingeschraubt worden war. Man sieht da, wie die durchziehende graue Staubwolke kontinuierlich dichter wird, je mehr Staub auf dem betreffenden, zu reinigenden Möbelstück, Gobelins etc., ist. *Jedenfalls haben die Juden alle Ursache, über diese Erfindung entzückt zu sein, denn bequemer als durch diesen Exhaustor können sie wohl die kleinen Tierchen in ihren Wohnungen und Kleidern nicht mehr los werden. Hoffentlich bringen sie den Apparat recht oft in Anwendung.*«

Ob Herr Jaray die Notiz — für jedes Parteiblatt in entsprechender Adaptierung — selbst verfaßt hat? Jedenfalls spricht sie in gleicher Weise für die Entwicklungsfähigkeit des Reklamewesens und — des Antisemitismus ... Das Lob des jüdischen Wiener Kleiderhändlers R. ließe sich vielleicht auf die folgende Art den unentwegtesten Bekennern Gregorigs und Verehrern Vergani'scher Satire mundgerecht machen:

»[*Ä großes Geschrei*] wird jetzt in der Judenpresse mit dem neuesten Abonnementsystem des be—rühmten (?) Kleiderhauses R. (!) gemacht. Wir hatten Gelegenheit, uns von der Qualität der angeblich *billigsten* und *dauerhaftesten* Anzüge zu überzeugen. (Folgt Beschreibung) ... Die Pantalons sind so gearbeitet, daß sie die ausgeprägtesten Säbelbeine verdecken, und die Fassung der Sakkos leidet nicht im geringsten unter der lebhaften Gebärdensprache, die unsere geehrten Mitbürger mosaischer Konfession nun einmal gewohnt sind. Diese hätten somit alle Ursache, über das neue Abonnement, das ihr Stammesgenosse R. eingeführt hat, *entzückt* zu sein. Aber natürlich werden sie von ihrer vortrefflichen (?) Eigenart nicht lassen können und versuchen, von dem ohnedies *spottbilligen* Preise noch etwas herunterzuhandeln.«

* * *

[Ein Satzmonstrum]

Liebe Fackel!

»Eine den dortigen (Dresdener) Hofkreisen nahestehende Persönlichkeit« hält das 'Neue Wiener Abendblatt' vom 27. Dezember auf Seite 2, Spalte 2, Absatz 4, Zeile 2 ff. mit dem folgenden Satzbau zum Besten.

»Das Gegenteil eines Phantasten ist der dreiundzwanzigjährige, mit schönen körperlichen Eigenschaften begabte Mann, der den ewig verkannten Menschenhasser, der in der Religion vor dem Ekel, den ihm die Gesellschaft und die Frauen einflößen, einen Halt suchte, vor der Welt spielte, und mit seinen gelegentlichen sarkastischen Bemerkungen über die Umgebung, da, wo er mit diesen Bemerkungen Anklang zu finden hoffte — auch einen guten Nährboden fand, paradierte.«

Mich kann es, wenn ein Blatt, welches in der eigenen Zeugung stilistischer Mißgeburten groß ist, dann, wenn es sich zur Veröffentlichung von Mit-

teilungen, welche aus jenen Kreisen, die auf das Beiwort »authentisch«, obwohl man ihnen jene Färbung, welche immer dort, wo es die öffentliche Meinung, deren Vertretung doch eigentlich nach der Ansicht von Leuten, die sich allerdings in gewaltigem Irrtum, welcher aber wohl darauf, daß die Presse in Fällen, die minder »hochstehend« sind — mit Recht oder Unrecht — die »öffentliche Meinung«, statt über sie, wie es in Ordnung wäre, zu berichten oder, wie in diesem Falle, sie sich diktieren zu lassen, selbst zu erzeugen pflegt, zurückzuführen ist, zu befinden scheinen, Sache der Presse sein sollte, zu verfälschen gilt, sich zeigt, deutlich ansieht, Anspruch erheben, herrühren, hergibt, auch nicht den Mut, stilistische, an den gordischen Knoten erinnernde Verwicklungen, die sich in ihnen vorfinden, aufzulösen oder zu durchhauen, besitzt, nicht wundern.

Ein Leser.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der Interviewer als Beichtvater]

Beichtvater. Herr Salten war also in Montreux und Genf. Er traf dort alte Bekannte. Beim Erzherzog: »Die Tür zum Korridor wird lärmend aufgestoßen. Ich kenne diese stürmisch—heitere Art, einzutreten. Allein ehe man noch Zeit gewinnt, ihm entgegenzugehen, ist der Erzherzog schon in der Veranda. Wir schütteln uns die Hände, sind alle beide sehr verlegen, lachen, schütteln uns wieder die Hände, und stehen einander schließlich wortlos gegenüber, schauen uns in die Augen und finden keinen Anfang.« Bei der Kronprinzessin: Sie sprach ganz von der Leber weg. Vom Kronprinzen sagte sie: »Seine Zärtlichkeit ist mir zu derb und war mir in ihrer absoluten Ungenierteit qualvoll«. Da wird Herr Salten ernst: »Immerhin aber, königliche Hoheit, die Ehe hat so lange gedauert, dann die KINDER ... '« »Sofort schießen ihr zwei helle Tränen in die Augen.« Wie ein Priester — Herr Salten ist so geschickt, daß er auch das kann — spricht er ihr zu: »Verzeihen Sie, aber königliche Hoheit sehen selbst, der Gedanke an Ihre Kinder wird vielleicht immer zwischen Ihnen und Ihrem Glück stehen; die Sehnsucht der Mutter kann eines Tages stärker werden als alles ... « Die Szene wiederholt sich: »Am meisten wird man es Ihnen verübeln, und königliche Hoheit wissen das auch wahrscheinlich selbst, daß Sie Ihre KINDER im Stiche lassen konnten.« »Wieder füllen sich ihre schönen Augen mit Tränen.« Was die Vermittlung des Erzherzogs Josef Ferdinand nicht vermochte, Herr Saiten erreicht es mit ein paar Worten: Scham und Reue stellen sich ein. Alles durch die Zeitung. Die Kronprinzessin will möglichst bald Frau Giron heißen. »Und das KIND?« fragt Herr Salten. »Tiefe Röte überzieht ihr Antlitz« ... Nur ein einzigesmal wurde er gemütlich. So ganz intim revolutionär, wie es die Kronprinzessin haben will. Sie klagt: ihr Mann liebt Jagd und Militär und seiner Frömmigkeit sind »Wissenschaft und Künste, Musik, Theater, Literatur gefährvolle Gebiete«. »'Und doch wird man ihn einst den Beschirmer der Künste, der Wissenschaft und der Literatur nennen', bemerke ich. WIR TAUSCHEN EINEN KURZEN, LACHENDEN BLICK.«

[DIE NEUE ZEITUNG]

'Zeit'—Genosse. In der »Übersicht«, die an der Spitze des Blattes heroldartig die Sensationen kündigt — der Herold »bläst von sich« — war jüngst wörtlich zu lesen. »Aus Sofia wird gemeldet: ALLE OHREN SIND NACH WIEN GERICHTET ... « Ein Aufsatz der 'Sport —Zeit' über die Entwicklung des Reitwe-

sens begann mit den Worten: »Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Mensch, nachdem er sich zu einem intelligenten Wesen gestaltet hatte, auch sehr bald begriff, welchen Wert für seine Erhaltung DIE VEREINIGUNG MIT EINIGEN DER SCHON VORHANDENEN TIERE HABEN MÜSSE. In erster Linie waren es das Pferd ... und der Hund, auf welchen er sein Augenmerk richtete« ... Nein, man kann nicht mehr nachkommen! Und mein altes, schon an der 'Neuen Freien Presse' geübtes Prinzip lautet: Nicht den Eindruck der Vollständigkeit erwecken! In dem strotzenden Überfluß an Talentmangel mag diese und jene Einzelprobe unbeachtet versinken. Es bleibt immer noch genug übrig; und wenn ich das kostbare Goldmark—Interview (mit dem Anfang: »Ein schöner alter Mann«) mir entgehen ließ, was verschlägt's? Isi's Lachkabinett bleibt bis auf Weiteres geöffnet. Man sollte es fast nicht für möglich halten, daß die Schöpfer der 'Zeit' bei all dem auch noch dem FREIWILLIGEN Humor Spielraum gelassen haben. Wie sieht's damit aus? Nun, die 'Neue Freie Presse' läßt ihren st—g nur an Sonntagen auf das Publikum los. Aber die 'Zeit' läßt auch die Wochentage durch den Humoristen BB. entheiligen. Bei st—g dachte man, bevor man erfuhr, daß ein lebender Mensch so sträflich humorlos sein könne, immer an eine Abkürzung für »Sterbetag«, »Stumpfsinnig« oder »Straf—Gesetz«. Wer lallt hinter der Chiffre BB? Bébé? Falsch geraten! Bier—Baum? Oh nein! Bernhard Buchbinder? Es brandelt ... Geist von diesem Geiste wird allabendlich in der 'Zeit' verzapft: BB. ist ein Herr Bruno Bruni, recte Nathanson, der aus Galizien auf dem Umweg über Paris zu uns gekommen ist. Man sieht, die Tour—und Retourbillets sind eine »kulturaktuelle« Einrichtung: zuerst bringt einer die östliche Kultur nach dem Westen, und dann bringt er die westliche Kultur nach dem Osten; und dank der Schnelligkeit und den mäßigen Preisen der Eisenbahnen läßt sich das Programm der 'Zeit', dem Osten die Kultur des Westens zu vermitteln, leicht ausführen. Mit Schnellzugsgeschwindigkeit wird aus Nathanson Bruno Bruni. Nur Bildung kann man sich auf der Eisenbahn nicht aneignen, und da kommt es zu Entgleisungen. »Was hatten«, so schrieb BB. am 3. Januar, »ein ALTES STÜCK EISEN und ein TOTES FROSCH miteinander gemein? Eigentlich nichts, und dennoch ENTSpringt AUS IHRER BERÜHRUNG jener elektrische Strom, der zunächst Galvani und später die Welt staunen machte«. Dann besteht wohl ein galvanisches Element aus einem toten Frosch und einem alten Eisen? Ein merkwürdiges Blatt, diese 'Zeit': ihre Redakteure können sie nicht lesen. Herr Burckhard hat neulich in einer Erwiderung auf einen Artikel des Bühnendichters Hawel erklärt, daß er dem Namen Hawel noch niemals in der 'Zeit' begegnet sei; er lese die Feuilletons der 'Zeit' nicht, denn er lese nur, was ihn interessiert. Und Herr BB. wiederum liest offenbar die »Technische Zeit« nicht; denn sonst müßte ihn schon wegen der Schwierigkeit, sie zu verstehen, die Lust angewandelt haben, sich über die Elementarbegriffe der Lehre von der Elektrizität zu unterrichten. Das ist der Gipfel der Vornehmheit bei einer Zeitung: sie ist zu »hoch«. als daß ihre Mitarbeiter sie verstehen könnten. Oder stehen bloß die Mitarbeiter zu tief? Die Lehre von der Berührungselektrizität wird in der vierten Gymnasialklasse vorgetragen ... Eine Preisfrage: Was ist ein Redakteur der 'Zeit'? Ein Mann, der mit dem Selbstgefühl eines Gymnasiasten die Weisheit eines Volksschülers vorträgt.

[Regierungsdeutsch]

Sprachkenner. »Anweisungen, welche NICHT die vorgeschriebenen Stempelparken oder einen Vermerk über die Stempelfreiheit tragen, sind von der Personenkasse zurückzuweisen.« So steht's in der Verordnung der Ministerien der Finanzen, der Eisenbahnen und des Handels betreffend die Einführung der Fahrkartensteuer. Aber was nützt der Vermerk über die Stempelfreiheit, wenn die Anweisungen, die ihn tragen, zurückgewiesen werden? Oder sind

sie etwa anzunehmen, und hat bloß das Finanzministerium in seiner alten Neigung, zu streichen, in dem zitierten Satz das zweite »nicht« — »Anweisungen, welche NICHT die Stempelmarken oder NICHT den Vermerk über die Stempelfreiheit tragen« — gestrichen? Die Sparsamkeit unseres Finanzministeriums in allen Ehren! Aber wenn schon der Wortverschwendung, die gerade in neuester Zeit in den Erlässen des Herrn v. Koerber getrieben wird, wenigstens in den Verordnungen, welche mit dem Namen Böhm—Bawerk gezeichnet sind, gesteuert werden soll: so hätte es doch den vereinten Bemühungen DREIER Ministerien gelingen müssen, herauszukriegen, daß die Anwendung von »weder — noch« ebenso sparsam wie richtig gewesen wäre. Wird die Regierung jetzt eine neue, richtiggestellte Verordnung über die Fahrkartensteuer herausgeben? Oder will Herr v. Koerber die Gelegenheit nützen, wieder einmal einige Allgemeinheiten in Form eines Erlasses zu sagen, und der Beamtenschaft einschärfen, daß sie sich nicht an den Wortlaut, sondern an den Geist von Gesetzen und Verordnungen zu halten hat? Sonst könnte es bald auch um die Stempelfreiheit, eine der wenigen und eine der kostbarsten Freiheiten, die uns noch geblieben sind, geschehen sein.

[Strohmännerwirtschaft]

Aktionär. Das alte Kapitel: Die Strohmänner—Wirtschaft in den Generalversammlungen. Natürlich wird sie um so ärger getrieben, je schlechter ein Unternehmen geht und je mehr deshalb die Verwaltung die Kritik zu fürchten hat. Und bei der Papierfabriks—Aktiengesellschaft »Schlöglmühl«, deren Aktienkapital von 6 Millionen Kronen heute kaum noch die Hälfte wert ist, müssen doch der Verwaltungsrat und die Bodencredit—Anstalt, die das Unternehmen ganz in ihrer Hand hat, alle Sorgfalt auf die Zusammensetzung der Generalversammlung verwenden. Mich kann der einzelne Fall nicht interessieren. Aber als Beispiel ist er so krass, daß ich von dem mir übermittelten, dem Jahresbericht beigedruckten »Verzeichnis der stimmberechtigten Aktionäre der Aktien—Gesellschaft der k. k. priv. Papierfabrik Schlöglmühl zur 33. ordentlichen Generalversammlung am 25. April 1902« gern Notiz nehme. Unter den 39 Namen, die das Verzeichnis enthält, befinden sich: Die k. k. Bodencredit—Anstalt selbst; Herr Foregger, Verwaltungsrat der Bodencredit—Anstalt; die Herren v. Taussig und Herz, Direktoren der Bodencredit—Anstalt; ferner die folgenden Beamten der Bodencredit—Anstalt: Herr K. Fizia (Vorstand der Effekten—Liquidation), F. A. Heigel, J. Marksteiner, F. Rösch, A. Schidlo, M. Schindler, Baron Zdenko Schlosser, A. Trampler (Hausinspektor), A. Walter, Dr. E. Widmer. Sodann: Gebrüder Gutmann, David Ritter v. Gutmann und Max Ritter v. Gutmann, Kohlenlieferanten der Schlöglmühl, S. Steingraber und H. Wiedmann, beide Prokuristen der Firma Gebr. Gutmann; Bunzl & Biach, Hadernlieferanten der Schlöglmühl (die Kohlen— und Hadern—Lieferanten sind natürlich die berufenen Vertreter der Aktionäre, weil die Aktionäre umso mehr verdienen, je billiger Kohle und Hadern geliefert werden); sodann der Direktor der Schlöglmühl selbst, Herr Max Sembritzki, und die folgenden Verwaltungsräte: v. Capellen, Ritter v. Goldschmidt, Ritter v. Hölder (und daneben Beck'sche Hof— und Universitätsbuchhandlung, die dem Ritter v. Hölder gehört), Freiherr v. Redwitz, Dr. Teltscher, Fr. Wilhelm. Das sind 28 Namen von 39. Wie viele von den Trägern der übrigen elf wirklich die Aktionärinteressen vertreten, kann ich nicht beurteilen. Aber gewiß ist, daß sie's, als hoffnungslose Minorität, ohne Erfolg täten. Und darf man sich wundern, daß in Österreich der kleine Aktionär schutzlos ist, wenn selbst die großen sich um ihren Besitz nicht kümmern und eine hohe Stelle, der nicht wenige Aktien der Schlöglmühl gehören, in der Generalversammlung nicht vertreten ist, weil

Herr v. Chertek sich nicht traut, gegen eine Wirtschaft aufzutreten, die sich der Patronanz des Herrn v. Taussig erfreut?

[Die negative Bedeutung des Dichters Holzer]

Theaterfreund. »Man« schreibt der 'Neuen Freien Presse' aus Linz: »Um das durch Abgang des Direktors Cavar nach Graz frei werdende Landschaftliche Theater bewarb sich der Wiener Schriftsteller Rudolph HOLZER. Zum aufrichtigen Bedauern der hiesigen Theaterfreunde wurde diese Bewerbung gegenstandslos, da Cavar bereits mit Direktor Wallner aus Hamburg bindend abgeschlossen hatte.« Es sei bedauerlich, meinen Sie, daß die 'Neue Freie Presse' gerade diejenigen negativen Tatsachen aus dem Leben des jungen Dichters zur öffentlichen Kenntnis bringt, welche von geringerer historischer Wichtigkeit sind. Wenn man schon darüber sprechen sollte, was Herr Holzer alles nicht erreicht, ließe sich sicherlich Interessanteres sagen, aber man könne schließlich nicht der 'N. Fr. Pr.' zumuten, die Popularität eines ihrer Lieblinge durch Hinweis auf seine negative Bedeutung zu erhöhen. Sache der 'Fackel' sei es vielmehr, meinen Sie, die Erlebnisse, welche Herr Holzer nicht macht, die Erfolge, die er nicht hat, ergänzend zu registrieren. So erinnern Sie mich daran, daß zwar nicht zum Bedauern hiesiger Theaterfreunde, aber zum Bedauern hiesiger Wahrheitsfreunde Herrn Holzers »Frühling« noch immer vom Deutschen Volkstheater nicht aufgeführt worden ist, wozu sich Herr von Bukovics zwar, wie sich in einer Gerichtsverhandlung herausstellte, weder durch einen Kontrakt noch durch ein privatim gegebenes Ehrenwort, aber durch den in jener Gerichtsverhandlung abgelegten Zeugeneid sozusagen verpflichtet hat. Und wieder scheint sich Herr Holzer zum freiwilligen Verzicht auf die gerichtlich zugesagte Aufführung genötigt gesehen zu haben; denn anders ließe sich die Seelenruhe nicht erklären, mit welcher Herr von Bukovics sein erst im Gerichtssaal — beileibe nicht vorher — gegebenes Versprechen ignoriert. Sagte ich heute, er habe dieses gerichtlich abgegebene Versprechen nicht gehalten, ich würde, von ihm neuerlich wegen Beleidigung seiner Ehre geklagt, neuerlich unterliegen, denn Herr Holzer wünscht gar nicht, daß man ihm ein Wort gebe oder halte, daß die Öffentlichkeit wisse, wie die Rechtsverhältnisse unserer Bühnen bestellt sind und mit welcher sittlichen Begründung ein Publizist verurteilt worden ist, der für ein verletztes Recht eintrat, wo allerdings ein eifriger junger Mann sich gar nicht verletzt zu fühlen imstande war. Der bescheidene Holzer, dem in jener theaterhistorischen Gerichtsverhandlung zuerst das Gedächtnis und bei Verkündung des Verdikts die Besinnung schwand, wünscht nur die Veröffentlichung jener negativen Tatsachen seines schuldlosen Daseins, welche niemand interessieren als ihn selbst, welche seine Karriere besser fördern, als das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl und die öffentliche Moral. So wird die 'Neue Freie Presse' getrost weiter publizieren, was alles Herr Holzer nicht erreicht, so lange, bis Herr Holzer dadurch einiges erreicht haben wird. Und dazu ist — so meinen Sie — ja doch die Presse da!

[Die Wirrsale der 'Zeit']

Idiot. Die 'Zeit' schreibt am 24. Dezember: »Je mehr Details über die beiden romantischen Liebesaffären bekannt werden, welche den österreichischen Hof und das sächsische Königshaus beschäftigen, desto intensiver wird das Interesse des Publikums an den ungewöhnlichen Ereignissen. Was sie vorbereitet hat, ist heute bereits ziemlich enthüllt, und MAN BEGINNT BEREITS IN DER WIRRNIS DER DINGE KLAR ZU SEHEN«. Die 'Zeit' schreibt am 25. Dezember: »Die Spannung, mit der man der Entwicklung der im Geheimen schon lange vorhanden gewesenenen, aber so jäh aufgerollten Dinge entgegenseht, wächst wahrhaftig mit jeder Stunde. 'Welches Ende wird die Sache nehmen, was will

das werden?' sind die Fragen, die man an die Zukunft richtet, da die Details sich häufen und die Fäden der Handlung NOCH UNENTWIRRT sind. Der Schluß ist NICHT ZU ERRATEN«. Die 'Zeit' schreibt am 28. Dezember: »Von allen Seiten stürmen die Nachrichten ein, die das Verständnis liefern sollen zu schier unglaublichen Geschehnissen. Im LABYRINTH der beiden Affären, die zum Leben an europäischen Höfen sehr wirksame Illustrationen bieten, ist es schwer, sich zu rechtzufinden, und der Chronist hat Mühe, die Schilderungen, Nachrichten, Kombinationen und Stimmungsbilder so zusammenzufassen, daß sie ein anschauliches Ganze geben und man erkennt, wie sich aus Ursachen die Wirkungen entwickelten«.

[Die Sensationen der 'Zeit']

Ungläubiger Leser. Die 'Zeit' schreibt am 25. Dezember: »Aus Dresden liegt uns eine SENSATIONELLE Meldung vor, die die Entfernung der Kronprinzessin vom sächsischen Hof IN NEUER BELEUCHTUNG zeigt, in einer grellen, mißfarbigen: Die Gattin, erkrankt durch die Schuld des Gatten, empört und seelisch vernichtet!« Die 'Zeit' schreibt am 27. Dezember: »Die Kronprinzessin ist die schwer beleidigte Frau, die eine häßliche Krankheit, die sie vom Gatten überkommen, in die Flucht treibt.« Die 'Zeit' schreibt am 28. Dezember: »Erzherzog Leopold Ferdinand erklärte Ihrem Spezialberichterstatter in bestimmter Weise die Nachricht, daß seine Schwester, Kronprinzessin Louise, leidend aus ihrer Ehe gegangen sei, für UNWAHR.« Die 'Zeit' schreibt am 30. Dezember: »Aus all dem geht hervor, daß die Berichte über die ansteckende Krankheit des Kronprinzen VOLLSTÄNDIG AUS DER LUFT GEGRIFFEN sind ... Diese Darstellung ist, da ihre Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist, von entscheidendem Interesse, weil sich von jetzt ab eine NEUE PERSPEKTIVE eröffnet.« (Diese Zusammenstellung war in der 'Arbeiter—Zeitung' enthalten).

[Klein—Schottenring]

Habitué. Von den Aussichten des vom Deutschen Volkstheater veranstalteten Festes »Klein—Monte—Carlo« wußte der Theaterplauderer des 'Neuen Wiener Journal' zu melden: »Ein einziges Schreckgespenst taucht dem Komitee vor Augen auf: Wie, wenn jemand SO VIEL GLÜCK HAT UND SPRENGT DIE BANK?« Und trotzdem, und wiewohl ein Mitglied der Budapester Orpheum—Gesellschaft die Gäste erheiterte, hieß das Fest »Klein—Monte—Carlo« und nicht »Klein—Schottenring«!

[Ein interessanter Fall von Schwachsinn]

Leser. Einem Gerichtssaalbericht der 'Arbeiter—Zeitung' entnehme ich: Vor dem Bezirksgericht Neubau ist ein armer, schwachsinniger Pfründner wegen Bettelns angeklagt. Der Richter fragt den Mann nach der Ursache seines Schwachsinn. Er antwortet trocken: »ICH WAR EINUNDZWANZIG JAHRE BEIM 'EXTRABLATT' ... «

Berichtigung

In Nr. 125, S. 11, 13. Zeile von unten, ist statt »nascitur«: nascetur; S. 31, 14. Zeile von unten, statt »Studenten«: Studentenverbindungen zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3